

Zeitschrift: Thurgauische Beiträge zur vaterländischen Geschichte
Herausgeber: Historischer Verein des Kantons Thurgau
Band: 116-117 (1979)
Heft: 116-117

Nachruf: Albert Scheiwiler
Autor: Vögeli, Alfred

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 01.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

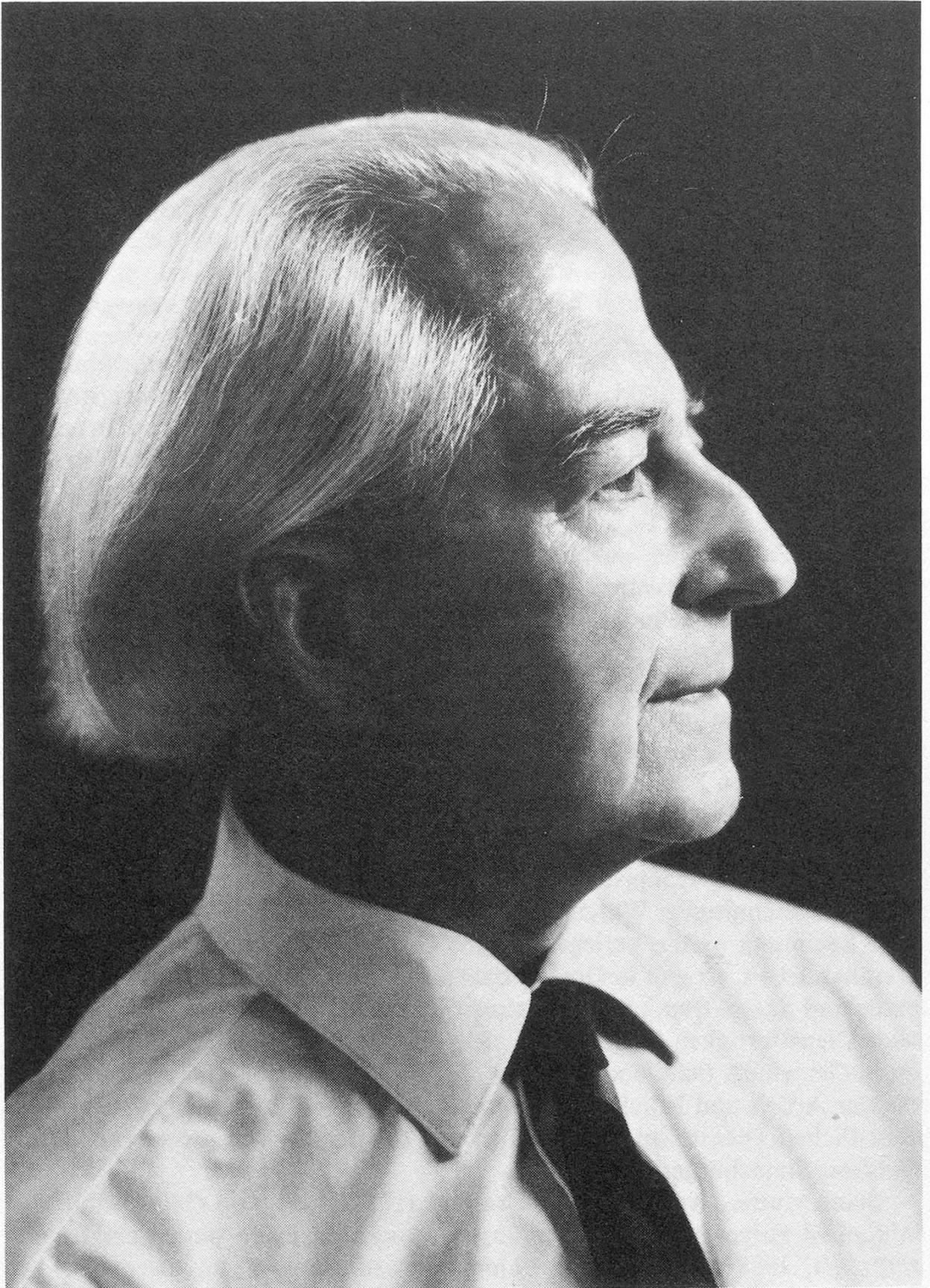
Albert Scheiwiler

Am 21. September 1979 starb Albert Scheiwiler an einer Lungenembolie im Kantonsspital Frauenfeld. Am 13. Oktober hätte er seinen neunzigsten Geburtstag begehen können. Er hat in früheren Jahren so vieles zur Erhellung der thurgauischen Geschichte beigetragen, dass wir nur eine selbstverständliche Dankespflicht erfüllen, wenn wir seiner in unsern «Beiträgen» ausführlicher gedenken.

Albert Schweiwiler war im sanktgallischen Waldkirch verbürgert. Dort hatte noch sein Grossvater ein ausgedehntes Bauerngut bewirtschaftet. Von ihm hat der Enkel seine Liebe zur Natur und Kreatur übernommen. Sie war ein Teil seines Wesens und hat ihn in seiner Arbeit im weitläufigen Garten immer aufs neue beglückt und zu seiner geistigen Tätigkeit den erholsamen Ausgleich geschaffen.

Sein Vater, Johann Albert Scheiwiler (1866-1936), wurde als Jüngster der Familie für einen kaufmännischen Beruf bestimmt. Nach dem Abschluss der Volksschule in Waldkirch durfte er noch die Realschule in Gossau besuchen und nachher in das Stickereigeschäft seines Veters, Julian Staub, in Geretswil eintreten, das zur Hauptsache aus einer Ferggerei und einem Verkaufsladen fertig ausgeschnittener Waren bestand. Später führte er dieses Geschäft auf eigene Rechnung weiter, verlegte es nach Gossau und fügte ihm einen kleinen Weinhandel an. Er galt in Gossau bald als eine markante Gestalt: seine Frohnatur und Sangesfreudigkeit gewannen ihm die Herzen der Bevölkerung und seine Dienstfertigkeit führte ihn in viele verantwortungsvolle Stellen und Ämter in Gemeinde, Schule und Kirche. Zu ihm hat der Sohn als einem Vorbild exakter Arbeit und Pflichterfüllung aufgeschaut, wenn er auch seine eigenen öffentlichen Dienste im wesentlichen auf die Schule und die Heranbildung tüchtiger Staatsbürger beschränkte.

Seine Mutter, Anna Barbara Grawehr (1864-1935), von Gaiserwald, aber in Andwil aufgewachsen und im Institut von Menzingen weitergebildet und gefördert, 1888 verheiratet, war eine stille, sorgsame Frau, die neben dem Haushalt ihrem Mann im Geschäft kräftig mithalf. Sie wurde Mutter von fünf Söhnen und drei Töchtern. Eine Tochter und zwei Söhne starben alle in ihrem



zwölften Lebensjahr. Albert war der Erstgeborene. Er hat alle seine Geschwister überlebt. Seine Mutter verehrte er tief. Er nannte sie mehrfach, seine Empfindungen in der lateinischen Sprache verbergend, «amantissima, charissima et piissima mater». Von ihr erbte er den Hang zur Stille und Zurückgezogenheit, der mit dem väterlichen Erbe eine kontrastreiche, aber fruchtbare Verbindung einging.

Nach den patriarchalischen Grundsätzen des Vaters – die Kinder durften die Eltern nur mit «Ihr» ansprechen – sollte Albert als der älteste Sohn für die Weiterführung des Geschäftes ausgebildet werden, aber einen möglichst weiten geistigen Horizont erhalten. So kam er nach dem Abschluss der Volksschule in Gossau ins französische Sprachgebiet und weilte zwei Jahre in der Gauglera im freiburgischen Sensebezirk, einem von Ingenbohrer Schwestern geleiteten Institut. Weitere zwei Jahre verbrachte er im Kollegium in Schwyz. Hier hat er wohl die Grundlagen seiner glänzenden Lateinkenntnisse geholt, die er lebenslang immer wieder durch die Lektüre vieler klassischer Autoren (besonders Horaz, Ovid und Vergil) bereicherte. Auf einem Ausflug schlug er uns Schülern der vierten Gymnasialklasse plötzlich vor: «Nunc latine loquamur!» – jetzt wollen wir lateinisch reden! – und munter begann er. Während ihm die Rede wie Muttersprache über die Lippen floss, verstummten wir nach kläglichen Versuchen höchst beschämt, aber mit dem Impuls zu kräftigem Nachholen.

Die ganze Schulzeit war überschattet durch ein Gichtleiden des Knaben, dem der Hausarzt die wenig verlockende Prognose stellte, dass er sich damit abfinden müsse, sein Leben lang an zwei Krücken zu gehen. Statt sich darein wie in etwas Unvermeidliches zu ergeben, setzte Albert Scheiwiler seine ganze Willenskraft dagegen ein und brachte durch tägliches Turnen und entsprechende Diät seinen Körper zu jener bewundernswerten, fast tänzerischen Beweglichkeit, die ihm bis ins hohe Alter verblieb.

Im Jahre 1905 trat er in das Geschäft seines Vaters ein und bildete sich neben der Berufsarbeit in den kaufmännischen und neusprachlichen Fächern weiter aus.

Da kamen der Niedergang der Stickerei und mit ihm eine schwere Krise über Vater und Sohn. Der Vater gab das Geschäft auf, betrieb eine kleinere Landwirtschaft und oblag nebenbei dem Güterhandel, besonders im angrenzenden Thurgau. Der Sohn aber begann sich Ende 1910 auf die Eidgenössische Maturität vorzubereiten, die er im März 1912 in Zürich bestand. Im deutschen Aufsatz wählte er bezeichnenderweise das Thema: «Der Einfluss der Verkehrsentwicklung auf die Lebensgestaltung im 19. Jahrhundert».

Nun öffnete sich ihm der Weg ins akademische Studium und damit vermutlich auch die Erfüllung eines lange geheimgehaltenen Wunsches. Er wählte 1917/18 für die Doktorprüfung als Hauptfach «Allgemeine Geschichte», als erstes Nebenfach «Angelsächsische Sprache und Literatur» und als zweites Nebenfach «Deutsche Sprachgeschichte».

Auf diese Gebiete erstreckte sich sein Studium. Er begann es in Freiburg im Uechtland, wo ihn vor allem Albert Büchi beeindruckte. Dieser schlug ihm bereits das Thema für seine spätere Dissertation vor. Schon nach dem ersten Freiburger Semester zog er für zwei Semester nach München. Dort hörte er mit besonderer Zuneigung den Reformationshistoriker Paul Joachimsen. In einem weiteren Semester in Leipzig war es Karl Lampe, der ihn anzog, und der Englischlektor Waterhouse, der ihn nachhaltig beeinflusste. Die letzten fünf Semester verbrachte er in Zürich, wo er noch den betagten Universalhistoriker Gerold Meyer von Knonau hörte. Bei ihm hat Albert Scheiwiler doktortiert. Meyer war mit dem Gegenstand, auf den Professor Büchi den Studenten einst hingewiesen hatte, sofort einverstanden und liess ihm weitgehend freie Hand. Die Fakultät kam ihm sogar so entgegen, dass sie den vorzeitigen Druck der Dissertation gestattete. Sie erschien unter dem Titel «Geschichte des Chorstifts St. Pelagius zu Bischofszell im Mittelalter» bereits 1916 im 45. Heft der «Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung». Meyer von Knonau lobte in seinem ausführlichen Gutachten die umfassende Sammlung, die kritische Sichtung und die sorgfältige Auswertung des urkundlichen Materials und urteilte: «Die Arbeit kann als diligentissime et docte conscripta bezeichnet werden».

Albert Scheiwiler betrat mit seiner Arbeit fast ein Neuland geschichtlicher Forschung innerhalb der schweizerischen Historiographie, während im deutschen Bereich schon zahlreiche Einzeluntersuchungen und Darstellungen der Dom- und Chorstifte erschienen waren. Er beabsichtigte denn auch, die Geschichte des Pelagienstiftes bis zu seiner Auflösung weiter zu verfolgen und darzustellen. Zu diesem Zwecke sammelte er unermüdlich einschlägiges Material. Er gab dem Rat eines St. Galler Historikers grundsätzlich recht, sich forschungsmässig auf wenige historische Gebiete zu beschränken und zu bedenken: «Qui trop embrasse mal étreint». Aber 1937 seufzte er: «Meine wissenschaftlichen Interessen zerflattern noch zu weithin. Und St. Pelagien?». Immerhin übergab er seine Materialien einem interessierten Mitarbeiter der «Helvetia Sacra» in der Person des Bischofszellers Dr. Werner Kundert.

In der Klausurarbeit gab ihm Meyer von Knonau das Thema: «Ursachen und nächste Folgen der Teilung von Verdun» und stellte fest, dass sie den «Beweis präsender Kenntnisse» erbringe und «in den wesentlichen Punkten eine recht gute Arbeit sei».

Für sein erstes Nebenfach stellte ihm Theodor Vetter als Hausarbeit die Aufgabe: «Der Azariashymnus und sein Verhältnis zum Daniel. Eine allgemeine Darstellung auf Grund der Texte». Er bezeichnete die Arbeit als «sehr sorgfältig, der er nur deshalb nicht die beste Note geben kann, weil sie nicht abgeschlossen ist».

So erwarb sich Albert Scheiwiler anfangs 1918 mit Auszeichnung den Doktorgrad. In persönlicher Hinsicht fand er in einem kirchengeschichtlichen

Seminar über Franz von Assisi bei Walther Köhler an der Universität Zürich in Ludomila Alexandrowna von Schreyder seine künftige Lebensgefährtin, mit der er sich 1925 verband. Er unterstützte sie in ihrem Einsatz für die Gleichberechtigung der Frau und umsorgte sie in ihrer Hinfälligkeit im Alter mit franziskanischer Liebe und Güte. Sie hat ihn nur wenige Monate überlebt und starb ebenfalls hochbetagt im Februar 1980.

Das praktische Ziel, das sich der junge Doktor gesetzt hatte, war die Lehrtätigkeit an einer Mittelschule, weshalb er auch das Gymnasiallehrerdiplom erwarb. Er wurde bald an die Thurgauische Kantonsschule gewählt und begann im Januar 1919 seine Lehrtätigkeit in «Deutsch, Französisch, Italienisch und Geschichte an der untern Industrieschule und an der Handelsschule». Nur einmal gab er einer dritten und vierten Gymnasialklasse Deutsch, in welchem ich seinen Unterricht empfangen durfte.

Dieser Unterricht, der sich schon bald auch auf das englische Sprachgebiet erstreckte, wurde von Scheiwiler wunderbar frisch und lebhaft erteilt. Nie wirkte er langweilig. Immer wieder kam er bald auf eine Sprachwurzel, bald auf den Bedeutungswandel eines Wortes zu sprechen, und erschloss damit ein Stück der geistigen und kulturellen Welt, wie sie in der Sprache erscheint. Besonders anziehend und anregend waren seine Sprachvergleiche, die er so lebendig gestalten konnte, weil er die verschiedenen Sprachgebiete durch Reisen und Ferienaufenthalte aus persönlicher Anschauung kannte.

In den genannten Sprachen unterrichtete er auch an der Berufsschule des Kaufmännischen Vereins in Frauenfeld und in vielen Privatstunden, so dass man sich wundern muss, woher er Kraft und Zeit nahm zu seiner sorgfältigen Vorbereitung und den einlässlichen Korrekturen der schriftlichen Arbeiten. Dass er für sich noch Spanisch und Russisch lernte, sei nebenbei vermerkt.

An der Kantonsschule wirkte er bis zum Herbst 1965 als Hauptlehrer und noch viereinhalb weitere Jahre als Hilfslehrer. Die Konventsbibliothek betreute er sogar bis 1972.

Zu seinen Schülern, auch manchen, die er nicht unterrichtete, stand er in einem freundschaftlichen, teilnehmenden Verhältnis. Er verfolgte ihren Weg und ihr Ergehen weit über die Schulzeit hinaus und führte über die jeweiligen Klassen und Jahrgänge eine Kartei, in der er das Schicksal der Ehemaligen notierte. Als er diese Bestände, die heute im Schularchiv liegen, nochmals ordnete, schrieb er: «Wie viele junge Menschen! Es täte mir wohl zu wissen, dass ich ihnen den Weg im Leben bereichert habe – nicht erleichtert! Nicht das Leben ist wertvoll, das reibungslos verläuft. Reichtum der Beziehung und der Hilfeleistung, darauf kommt es an».

Wenn er das Interessengebiet oder gar die Studien eines Ehemaligen genauer kannte, gab er ihm immer wieder Hinweise auf neue, einschlägige Literatur, wie er sie aus Katalogen, Zeitschriftenanzeigen und Besprechungen, die

er eifrig las, kannte. Das galt in noch höherem Masse gegenüber seinen Kollegen, Bekannten und Freunden.

Damit sind wir bei seinem Verhältnis zu den Büchern. Ernst Leisi hat ihn einmal in einem Distichon «rerum pulchrarum expertus amator» genannt und dabei an seine Liebe zum Buch gedacht. Man muss es gesehen haben, wie seine Hände fast zärtlich Bücher richtig in eine Reihe einstellten oder ein einzelnes Buch zur Lektüre herausgriffen. Sein Studierzimmer enthielt eine erlesene Bibliothek.

Von seinem «Studio» schrieb er einmal: «Ich muss meine Klause für mich haben, sonst ist es mir nicht wohl. Wie gut ich die Kartäuser verstehe!» Und ein andermal: «Ich bin allein, aber nicht einsam. Man hält Zwiesprache mit den stillen Genossen auf dem Bücherbrett».

Für den Historiker Scheiwiler war es selbstverständlich, die Bestrebungen unseres Vereins zu unterstützen. Er wurde schon 1919 Mitglied, als er sein Lehramt antrat. An der Jahresversammlung vom 5. Juni 1921 in Bischofszell hielt er einen Vortrag über das Pelagienstift und wurde gleich in den Vorstand gewählt, dem er bis 1949 angehörte und über viele Jahre als Redaktor der «Beiträge» diente. An der Jahresversammlung vom 14. Juni 1941 in Münsterlingen berichtete er über die Geschichte des dortigen Klosters und dessen Werdengang zum Kantonsspital. Eine Fülle von Arbeit bewältigte er als Verfasser zahlreicher Artikel über Orte und Personen des Kantons für das «Historisch-Biographische Lexikon der Schweiz», die gerade in ihrer Knappheit und Klarheit die gründliche vorausgegangene Forschung verraten.

Wenn Albert Scheiwiler auch gern in Dingenhart wohnte, so sehnte er sich mit der Zeit nach einem eigenen Heim, näher bei der Stadt, auch mit Rücksicht auf seine Lebensgefährtin. Er fand einen Bauplatz am «Bergli» am Rand von Neuhausen und schrieb am 7. November 1954: «Grosser Tag: Bauland am Bergli vor dem Grundbuchamt gefertigt. 1662 m². In der späten Dämmerung ging ich über den (meinen! unsern!) Boden, grüsste ihn, und betete, dass Gott uns hier einen schönen Lebensabend gewähren möge. Wir wollen den Raum in Ehren halten, Deo adiuvante».

Auf diesen Platz baute er ein hübsches, heimeliges Haus, das er nach Osten und Norden durch ein schnell wachsendes, selbstgepflanztes Wäldchen abschirmte, während der Blick nach Süden und Westen frei schweifen konnte – über den Nutzgarten mit Gemüse und Beerensträuchern und den Blumengarten, wo vom frühen Frühling bis in den späten Herbst immer etwas blühte, darunter Lilien und Rosen als die besonderen Lieblinge des Verstorbenen.

Albert Scheiwiler zitierte gern einen Ausspruch von Jacob Burckhardt, den Arnold von Salis überliefert hat: «Die Aufgabe unseres Daseins ist, möglichst allseitig zu werden. Allseitig sein heisst aber nicht, vieles wissen, sondern vieles lieben». Darin erfüllte sich sein Leben und Wirken, für das wir ihm von Herzen danken.

Alfred Vögeli